Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (2006)

Heft: 3: Basel Volta : St. Johann-Quartier und Nordtangente : von der Keltensiedlung zum Novartis-Campus : Architekturstadt Basel

Artikel: Das St. Johann : ein Quartier im Wandel der Zeit

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-843497

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das St. Johann

Ein Quartier im Wandel der Zeit

THEMA

«Grenzüberschreitungen» haben das Gesicht der Stadt Basel durch ihre besondere Lage im Dreiländereck geprägt. Stellvertretend für die ganze Stadt gilt dies in besonderem Masse für das St. Johann – Basels traditionellem Arbeiterquartier. Die Nähe der Grenze zu Frankreich, der Zuzug von Arbeiterinnen und Arbeitern aus der in- und ausländischen Nachbarschaft, die Wasserstrasse Rhein und die vor allem nach der Schleifung der Stadtmauer sich ansiedelnde Industrie haben die Entwicklung dieses Quartiers zu einem heterogenen Stadtraum zwischen Wohnbauten und Industriearchitektur mitbestimmt.

Als man 1911 zwischen Voltaplatz und Rheinhafen St. Johann drei Gaskessel errichtete, stiess man auf zahlreiche Gruben, in denen man keltische Keramik und anderes Gebrauchsgut fand. Ausserdem stiess man auf drei Brunnenschächte, die vor mehr als 2000 Jahren ausgehoben worden waren. Was wissen wir von jenen Menschen, den ersten uns bekannten «Baslern», die ab dem 2. Jahrhundert vor Christus dort, wo heute die Stadt Basel steht, lebten, arbeiteten, liebten und starben? Im Grunde herzlich wenig. Wir kennen nicht einmal den Namen der Siedlung, die heute nach dem Fundort als Basel-Gasfabrik bezeichnet wird. Von den leichten Holz- und Lehmbauten jener Kelten, die dem Stamm der Rauriker angehörten, hat sich nichts erhalten. Geblieben sind aber tausende von Einzelfunden, die zum Teil im Historischen Museum betrachtet werden können. Zweifellos nutzte man den fischreichen Strom und seine Zuflüsse. Mühlsteine lassen auf Kornanbau schliessen. Eine hoch entwickelte Keramikproduktion war wohl Grundlage von Handelsgeschäften. Es bestanden Beziehungen zum Mittelmeerraum, denn man fand auch Amphoren, die in der römischen Provinz Gallia Narbonensis hergestellt wurden. Noch vor der Zeitwende verliessen die Rauriker den Platz. Man weiss nicht, ob kriegerische Übergriffe von rechtsrheinischen Germanen der Grund waren, dass sich die Rauriker dem historisch belegten Aufbruch der Helvetier nach Gallien anschlossen. Ein gutes Jahrtausend lang dürfte anschliessend an diese kurzlebige Ortschaft die Waldfläche der Elsässer Hard das gesamte Gebiet bis zum Stadtkern bedeckt haben. Der grosse Holzbedarf der Stadt verwandelte die Bodenfläche von 1200 bis 1600 zur Hauptsache in eine Weide- und Wiesenlandschaft bis nach Hüningen.

‹ Am St. Johanns-Tor, Blick Richtung Voltaplatz

Die alte Vorstadt

In den Anfängen des 14. Jahrhunderts hatte es in der Vorstadt, die aus zwei Häuserreihen längs des Rheins bestand, drei Tore: Das Tor «ze crüz» beim heutigen Blumenrain, das St. Johanns-Tor etwa beim Haus zur Mägd und das äussere, heutige St. Johanns-Tor. Ein prägendes Element dieser Vorstadt waren die drei geistlichen Siedlungen der Dominikaner, Antoniter und Johanniter: Gerade vor dem Tor ze Crüz stand seit 1233 das Predigerkloster, das dem zur Bekämpfung der Ketzerei gegründeten Dominikanerorden gehörte. Etwas weiter vorne, neben dem Haus zur Mägd, war die Kapelle und der Hof der Antonierherren: Sie pflegten die am so genannten Antoniusfeuer, das heisst an einer Mutterkornvergiftung erkrankten Menschen. Vor den Stadtmauern siedelten sich die Johanniter an, von denen die Vorstadt den Namen erhalten hat. Nach dem grossen Erdbeben boten die Johanniter dem Rat eine ansehnliche Entschädigungssumme an, damit die neu errichtete Mauer um ihren Bezirk gezogen würde, um dem Kloster einen gewissen Schutz zu bieten. Allerdings brach man dabei den als Kreuztor bekannten Stadteingang nicht ab – er blieb als St. Johann-Schwibbogen bis 1873 erhalten. Den Mönchen folgen weltliche Brüder; Fischer und Schiffer liessen sich vor dem Tor in ärmlichen Behausungen nieder. Alljährlich am Martinstag bewegte sich vom Münsterplatz her ein berittener Zug von hohen und niederen Beamten, begleitet von Stadtknechten und Wachmeistern, zum Kreuztor, um von dort aus die Grundzinse für ihren Herrn, den Bischof, zu erheben.

Unter dem Druck der Industrialisierung breitete sich die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlagartig über die bis dahin weitgehend unangetastete Befestigungsanlage aus. Nichts lag näher, als diese neu gewonnenen, zentrumsnahen Grundstücke in Staatsbesitz zu nehmen und für den Aufbau einer modernen städtischen Infrastruktur zu nutzen. So häuften sich öffentliche Einrichtungen wie Spitäler, Schulen oder Gefängnisse auf den alten Wällen und ihrem Vorland. Spätere Entwicklungsschübe legten weitere Gürtel um die Stadt. Güterumschlag, Grossindustrie und Infrastrukturbetriebe benötigten zusammenhängende, gut erschlossene Parzellen, die in den neuen Wohnquartieren bald nicht mehr zu haben und auch nicht erwünscht waren.

Im Park auf dem Gelände der ehemaligen Stadtgärtnerei, im Hintergrund das St. Johanns-Tor

Seidenraupenzucht im Erlacherhof St. Johanns-Vorstadt 15/17

China, der heutige Hauptlieferant von Seide, ist Heimat der Zucht der Seidenraupe: von dort verbreitete sie sich zunächst nach Westasien und gelangte dann über Griechenland nach Italien und später auch nach Frankreich. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bemühte sich der hiesige Stadtarzt und Professor Felix Platter die Seidenzucht auch in Basel einzuführen. Aus seinen Aufzeichnungen wissen wir, dass er in seinem Haus «zum Samson» erfolgreich Seide zog. Selbst Privatleute faszinierte das Wunder der Metamorphose der Seidenraupe derart, dass sie deren Zucht zu ihrem Hobby machten. Zu ihnen zählte Goethe, der im vierten Buch von Dichtung und Wahrheit schildert, wie viel Unbequemlichkeit diese besondere Liebhaberei ihm selbst und seiner Schwester brachte. Ziemlich genau hundert Jahre nach dem geschilderten Versuch im Goethehaus wurde ein ähnliches Experiment in Basel gestartet, das aber kläglich scheiterte. Nach dem zweiten Weltkrieg jedoch hatte ein Basler die Liebhaberei wieder aufgenommen: Rudolf Senn im Erlacherhof an der St. Johanns-Vorstadt, dem einstigen Wohnsitz des berühmten Kupferstechers Christian Mechel, der Goethe auf seinen beiden ersten Schweizer Reisen empfangen hatte. Der Seidenfabrikant Senn hatte die Seidenraupenzucht in Italien kennen gelernt. Der Zucht im Erlacherhof war Glück beschieden, und anders als im Goethehaus musste sich niemand über den «pestartigen Geruch», den die Fäulnis der toten Kreaturen verursacht hatten, beklagen.

Der Französische Bahnhof

Es brauchte Jahre, bis auch die von ängstlichem Pessimismus befangene Opposition bereit war, der Technik die Tore der Stadt Basel zu öffnen und bis die von wirtschaftlichen, militärischen und politischen Erwägungen durchsetzte Frage, ob der Bahnhof innerhalb oder ausserhalb der Stadtbefestigung zu stehen kommen sollte, geklärt war. Nach mehrtägiger, hitziger Debatte beschloss der Grosse Rat am 5. Mai 1843 die Wei-

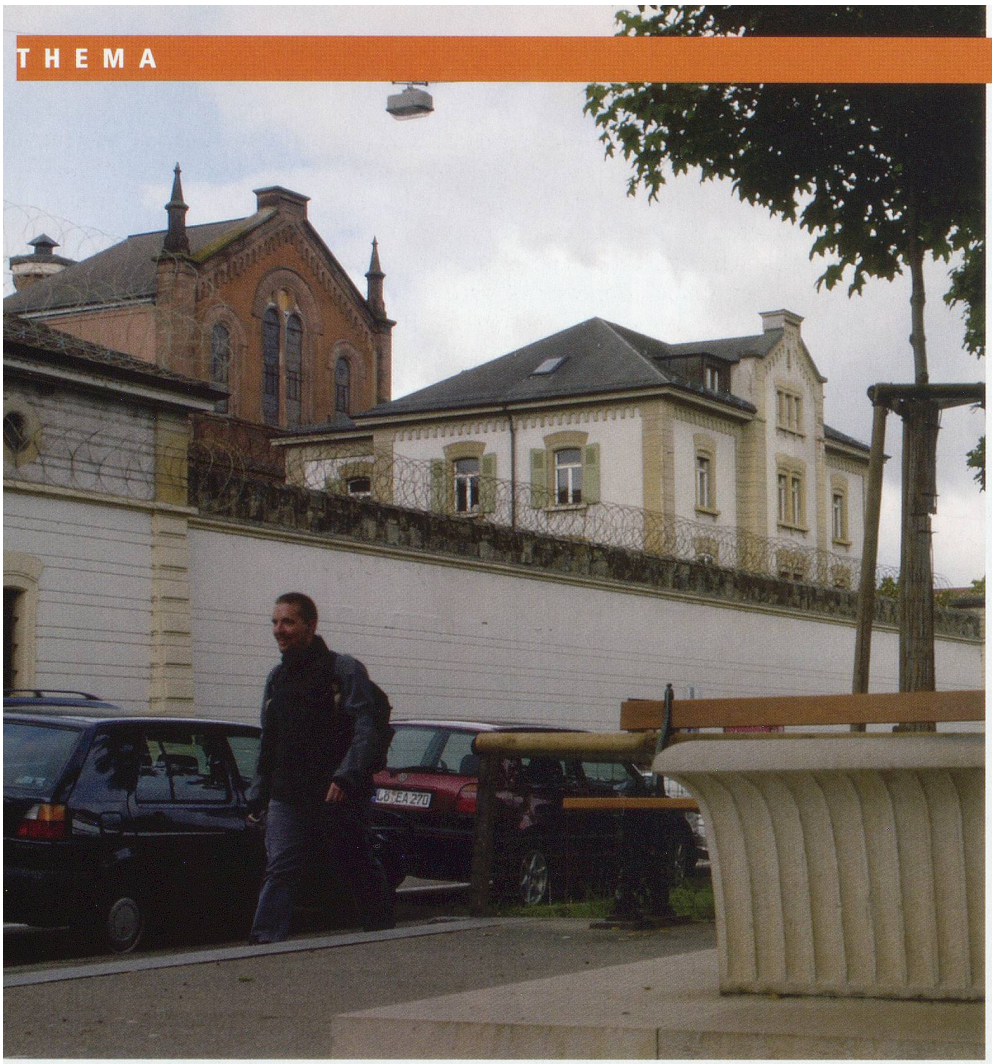
Eine ruhige Seitenstrasse mit Häusern der Jahrhundertwende

terführung der Eisenbahn Strassbourg – St. Louis nach Basel und den Bau eines Bahnhofs, des ersten auf Schweizer Boden überhaupt. Die Stadt erklärte sich bereit, das nötige Grundstück, die Wasserzufuhr und den Ausbau des Strassennetzes nach der Innenstadt zu übernehmen. Die Bahngesellschaft musste im Gegenzug das Bahntrassee, das Eisenbahntor und den Bahnhof finanzieren. Gewisse Bedenken bereitete in Bezug auf den Bahnbetrieb die Ankunftszeit des ersten Zuges, die auf neun Uhr morgens festgesetzt war, denn der Lärm und der Umtrieb – so die Befürchtung – könnten an Sonntagen den Gottesdienst stören. Der Rat verfügte deshalb, dass die Omnibusse der Gasthöfe wohl an Sonntagen um neun Uhr vor dem Bahnhof bereitstehen, aber erst um zehn Uhr abfahren dürften. Damit wird «der Stadt Basel der Ruf der peinlichen Frömmigkeit auch im Ausland gesichert.» Nicht einmal zwanzig Jahre erfüllte der Französische Bahnhof zu St. Johann seine Aufgabe. Er nahm jedes Jahr über 50'000 Fahrgäste auf und fertigte in seinen Hallen gegen zweieinhalb Millionen Zentner Güter ab. Mit der Übersiedlung der Französischen Ostbahn in den Zentralbahnhof vor dem Elisabethenbollwerk, konnte auf dem alten Bahnhofsareal die Strafanstalt «Schällemätteli» errichtet werden.

Die Anfänge der Chemie im St. Johann

Am 1. Juli 1886 gründeten zwei junge Männer mit viel Unternehmungsgeist, einem Kapital von 400'000 Franken und 15 Mitarbeitern, eine Fabrik zur Herstellung und zum Vertrieb von synthetischen Farbstoffen. Die seinerzeit gewählte Stätte am linken Rheinufer, dicht an der Grenze zum Elsass und damals noch ausserhalb der Stadt Basel, ist unverändert der Standort geblieben und hat sich seither zum Zentrum eines Weltkonzerns entwickelt.

Zum Zeitpunkt als Alfred Kern und Edouard Sandoz ihre Fabrik planten, war die Basler Teerfarbenindustrie bereits auf dem besten Weg, eine führende Stellung auf dem rasch expandierenden Weltmarkt zu erlangen. Basel, das Zentrum einer blühenden Seidenbandweberei, das nahe Elsass und Südbaden mit ihren florierenden Textilfabriken und Zeugdruckereien stellten dank dem grossen Bedarf an Farbstoffen und Textilhilfsmittel ein natürliches Absatzgebiet dar. War Kern der ideenreiche Erfinder und Techniker par excellence, so zeichnete sich Sandoz durch eine ebenso grosse Begabung für das Kaufmännische aus. 1885 reichte Kern beim Baudepartement Basel-Stadt sein Baubegehren ein. Im äusseren St. Johann-Quartier, auf einem relativ schmalen Landstück am Rheinufer, sollte die Fabrik erstellt werden. Im Gutachten, das der Kantonschemiker Bulacher erstellen musste, kommt der noch weitgehend ländliche Charakter des heutigen Industriegeländes zum Ausdruck. Das fragliche Land, so Bulacher, sei gegen Norden und Westen durch Ackerland begrenzt, gegen Süden teils durch «das Etablissement» der Gebrüder Bloch, gegen die Stadt hingegen liege die Anilinfabrik der Herren Durand & Huguenin sowie die städtische Gasfabrik. Auch die Nähe des Rheins betrachtete er



Strafanstalt «Schällemätteli»

als vorteilhaft, denn für die flüssigen und festen Abgänge sei der Rhein eben «doch der beste Beseitiger», auch wenn, wie er betonte, die Verunreinigungen nicht allzu stark sein dürften, um die Grenznachbarn nicht zu verärgern. Gegen das im Kantonsblatt veröffentlichte Baubegehren erhoben die Gebrüder Bloch allerdings Einsprache. Sie argumentierten, dass durch die heftigen Dämpfe und den Rauch einer unmittelbar anstossenden Farbenfabrik ihnen der Betrieb ihres Häutelagers verunmöglicht werde. Auch seien die durch die chemischen Fabriken verursachten Ausdünstungen so belästigend, dass sie die Gesundheit ihres in der Liegenschaft wohnenden Knechtes und seiner Familie beeinträchtigen würden. Doch das Sanitätsdepartement kam zum Schluss, dass das grosse Häutelager dieser Herren wohl für die Nachbarschaft lästiger sei als mehrere Anilinfabriken zusammen. Mehrjährige Bewilligungsverfahren, wie sie heute gang und gäbe sind, gab es damals nicht. Schon am 17. Oktober 1885 erteilte der Regierungsrat Alfred Kern die Bewilligung zum Bau einer Chemischen Anilinfabrik an der damaligen Schlachthausstrasse. Kurz darauf erwarb Kern vom Landwirt Johannes Graber eine Parzelle zwischen der elsässischen Grenze und der Fabrik Durand & Huguenin, die quasi die Urzelle des Balser Fabrikareals der Sandoz bildete.

Die neue Landschaft der Basler Chemie

Die Zusammenfügung von Ciba und Sandoz zum neuen Grosskonzern Novartis hat in Basel als Startschuss für die Neuorganisation der gesamten Industrie gewirkt. Die grenzüberschreitenden Verflechtungen der Märkte, die sich über den gesamten Erdball erstreckenden betrieblichen Aktivitäten und – nicht zuletzt – die exorbitanten Kosten für Forschung, Entwicklung und Vermarktung haben die Unternehmen der Branche genötigt, umzudenken. Heute sucht man das Heil, wie das in den Achtzigerjahren noch der Fall war, nicht mehr in der Diversifikation, sondern in der Fokussierung. Konzentration auf die Kernkompetenzen lautet die Devise; so genannte periphere Tätigkeiten haben in entschlackten Industrie-Portfolios nichts mehr zu suchen und werden systematisch veräussert. Der sich weltweit abzeichnende Wandel findet seinen Niederschlag geradezu modellhaft in Basel. Hier hat die 1996 in die Wege geleitete Fusion von Sandoz und Ciba als eine Art Urknall gewirkt, dessen Nachhall heute noch spürbar ist. Diese hat – zum Erstaunen vieler Analysten und «Zukunftsdeuter» die allenthalben geäusserten Befürchtungen nicht bestätigt; es kam nicht zur Bildung starrer, einspuriger Chemieblöcke und ebenso wenig zur Verringerung der industriellen Vielfalt Basels. Im Gegenteil: die Stadt beherbergt im Bereich der Pharma und Chemie heute mehr Weltkonzerne denn je – und mehr als jede andere europäische Stadt.

Die Rheinstadt und ihr Hinterland sind indessen nicht nur Heimat von Weltkonzernen, sondern bilden auch ein Biotop für biotechnologische und biopharmazeutische Unternehmen. In den letzten Jahren sind an die fünfzig solcher Firmen aus dem Boden geschossen, teils handelt es sich um Abkömmlinge der grossen Konzerne, teils um unabhängige Neugründungen, die vom reichhaltigen Angebot an qualifiziertem Personal und von der vorteilhaften Infrastruktur der Region Gebrauch machen. Die Entstehung dieser neuen Unternehmen ist ein Indiz dafür, dass Basel als Standort für die Forschung und Entwicklung über eine ungebrochene Attraktivität verfügt. Auch in diesem Bereich haben die in der Vergangenheit wiederholt geäusserten Befürchtungen keine Bestätigung erfahren: Forschungsplätze sind nicht en masse ins Ausland verlagert worden, im Gegenteil: Die Grossen der Branche, Roche und Novartis, betreiben einen wichtigen Teil ihrer Forschung nach wie vor in Basel. An weiteren Unternehmen, die ihre Labors in Basel einrichten wollen, herrscht kein Mangel, ein Problem stellt indessen das Angebot an angemessener Laborfläche dar. Wenn dem Stadtkanton Standortkonkurrenz erwächst, dann – so scheint es – weniger aus dem Ausland als aus dem benachbarten Inland.

Das St. Johann heute

Das heutige St. Johann-Quartier erstreckt sich vom St. Johanns-Ring nordwestwärts bis zur Landesgrenze und hat zwei völlig unterschiedliche Gesichter: Grob kann es in das von der Industrie geprägte untere und in das beschaulichere obere St. Johann eingeteilt werden. Geläufig ist auch die Unterscheidung in ein stadtnahes, inneres und ein grenznahes, Industrie geprägtes äusseres St. Johann. Die Unterscheidung nach unterem und oberem Quartierteil ist auf die treppenartige Topographie zurückzuführen, die von den vom Rhein geschaffenen Terrassen herrührt. Der Grund für die auffallende Verschiedenartigkeit der beiden Quartierteile im Erscheinungsbild liegt neben den Nutzungsunterschieden in den zeitlich verschobenen Bauphasen. Wie bereits erwähnt, belegen Funde, dass auf der untersten Terrasse bereits eine keltische Siedlung bestanden hat. Bis 1870 waren über das ganze Gebiet des heutigen Wohnviertels St. Johann nur vereinzelt Bauten zu finden. Ab 1870 bis 1900

wurden erste Wohnhäuser zwischen St. Johanns-Ring und Voltastrasse sowie Industriebauten gegen die Landesgrenze hin auf dem Lysbüchel genannten Feld errichtet. Dazu kam auf dem Plateau, in Grenznähe, die grosse Anlage der Psychiatrischen Klinik Friedmatt mit einem weitläufigen Gartenareal zu stehen. In den folgenden Jahrzehnten wurde sowohl bei den Wohn- als auch bei den Industriebauten im gesamten unteren Teil des Wohnviertels puzzlemässig weitergebaut. Zwischen der Jahrhundertwende und 1920 war der Zuwachs an Industriebauten vor allem im nördlichsten Zipfel des Quartiers beträchtlich. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg war im unteren St. Johann der stadtwärts liegende Wohn- und Gewerbebereich vollständig erstellt und nur zur Grenze hin, im Industriegebiet, lagen bis zu diesem Zeitpunkt wenige Parzellen brach. Im oberen St. Johann dagegen entstand im gleichen Zeitraum einzig eine nordwestlich an den Kannenfeld anschliessende, einheitliche Siedlung mit kleineren Reihenhäusern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren im unteren St. Johann nur noch die wenigen verbliebenen Baulücken zu schliessen. Etwa ab den 1970er-Jahren begann man dort ältere Häuser abzureissen und durch überwiegend wenig gefällige Betonbauten, häufig mit Kleinwohnungen, zu ersetzen – ein Trend, der bis in die 1980er-Jahre anhielt. Im oberen St. Johann konzentrierte man sich nach dem Krieg dagegen zuallererst auf den Ausbau der Strassen. Im Zusammenhang mit der Verlegung des Flugplatzes vom Birsfelder Sternenfeld an den Rand von St-Louis wurde zudem die Flughafenstrasse verwirklicht. In der Folge setzte die Wohnbautätigkeit entlang dieser Verkehrswege, vor allem am Luzernerring, ein. Ein ansehnlicher Teil des Plateaus blieb jedoch lange unbebaut und wurde teilweise als Familiengartenareal genutzt. Nachdem dieses trotz Protesten der betroffenen Gartenbesitzerinnen und -besitzer in den 1990er-Jahren zum grössten Teil einer Wohnsiedlung mit Altersheim weichen musste, ist nur noch ein Rest übrig geblieben, das eine der wenigen unverbauten Geländereserven der Stadt Basel bildet.

Planen in Basel heisst in erster Linie wahren und verbessern bestehender Qualität. Planen von etwas Neuem bedeutet einfügen, von der gebauten Stadt ausgehen. Der Stadtentwicklungsplan Äusseres St. Johann, der nach rund zehnjähriger Vorbereitung der Regierung und Öffentlichkeit vorgelegt wurde, formuliert diesen Anspruch. Nach und nach suchte sich der Schlachthof, die Stadtgärtnerei, zuletzt auch das Frauenspital und das Gefängnis, neue, inzwischen besser geeignete Standorte. Zwei grössere Areale kristallisieren sich als städtebauliche Entwicklungsgebiete heraus. Stellvertretend für weitere Quartiere zeigt das Beispiel St. Johann, wie sich die Stadt auch nach innen entwickeln kann. Es bedarf dazu eines weitsichtigen Engagements der öffentlichen Institutionen, die diese Grundstücke verwalten.

Verwendete Literatur

Basel: Visionen und verpasste Chancen, hrsg. Ursula Pecinska, Schwabe Verlag, Basel 2000
d'Aujourdhui Rolf, Der Archäologische Park am Murus Gallicus, Basler Stadtbuch 1993, CMS Verlag, Basel
G.A.W., Häuser, Menschen, Schicksale, hrsg. von Mascha Wanner-Jasinska, Buchverlag Basler Zeitung, Basel 1985
Teuteberg René, Basler Geschichte, Christoph Merian Verlag Basel, 1986
Sabatino Mario, Die Vorstadtgesellschaft zur Mägd, Eigenverlag, Basel 1998
Vögltin, Hans Rudolf, Das St. Johann-Quartier, Stadtbuch 1983, Christoph Merian Verlag, Basel 1984

Reihenhaussiedlung «Im Wasenboden», im Hintergrund die Kehrichtverwertungsanlage